

Claude

Cueni

SCRIPT
AVENUE

roman



WÖRTERSEH

Claude Cueni

**SCRIPT
AVENUE**

Roman

WÖRTERSEH
WÖRTERSEH

Spotlights auf die Script Avenue

Ich saß seit Monaten im fünften Stock der hämatologischen Abteilung der Universitätsklinik und wartete auf den Tod.

Das ist die perfekte Dramaturgie. Titanic! Sie ergatterten noch zwei Tickets für das Oberdeck. Und saufen dann erbärmlich ab.

Nein, sie hat mich nicht enttäuscht, sie ist gestorben.

Wir wollten alle Amerikaner sein. Nur John F. Kennedy wollte ein Berliner sein.

Schicksalsschläge sind eine super Diät. Und wenn man keine neue Partnerin findet, gibts auch keinen Jo-Jo-Effekt.

Wir tun alle irgendetwas, um zu vergessen, dass mit unserer Geburt unser Schicksal bereits besiegelt ist: Wir müssen sterben.

Dieses Buch werde ich noch schreiben, denn wenn ich schreibe, denke ich nicht an den Tod.

In seinem neuen Roman erzählt Claude Cueni, anders als in seinen viel beachteten historischen Romanen, nicht die Geschichten anderer, sondern seine eigene.

Aus der Perspektive seines Krankenlagers erinnert er sich an seine mehr als abenteuerliche Lebensgeschichte, die ihren Anfang in einem von religiösem Wahn, sexuellen Zwängen und Gewalt geprägten Milieu im schweizerischen Jura nimmt. Aus dieser skurrilen Umgebung flüchtet er in seine eigene fantastische Welt, die Script Avenue.

Mit viel Selbstironie und ohne den geringsten Funken Political Correctness schreibt Claude Cueni von seinem Überlebenswillen, seinem Schreibzwang, über die Liebe im Allgemeinen und zu seinem spastischen Kind im Besonderen, über schlaflose Nächte, herzerreißende Abschiede und über das Glück anzukommen. Dabei zeichnet er in den ihm so eigenen, verblüffend schönen Sätzen ein opulentes Gemälde von den Sechzigerjahren bis in die Gegenwart.

»Script Avenue« ist ein ebenso verstörendes wie absolut betörendes Buch, in dem Fremdenlegionäre, Krebskranke, Roulettespieler, Pädophile, Heldenfiguren, New-Economy-Blasen und Hongkonger Nächte das Korsett des Schriftlichen verlassen und zum Film werden. Ein Feuerwerk an Komik und Desaster und eine alle Sinne bezaubernde Betrachtung über die Kürze des Lebens, die Vergänglichkeit aller Dinge und die Versöhnung mit dem Tod.



Claude Cueni, geb. 1956 in Basel, schrieb historische Romane, Thriller, Theaterstücke, Hörspiele und über 50 Drehbücher für Krimiserien wie »Tatort«, »Eurocops«, »Peter Strohm« und »Cobra 11«. Für Blackpencil designte er jahrelang Computergames, darunter den Welthit »Catch the Sperm«. Sein Roman »Das große Spiel« (Heyne), die wahre Geschichte des Papiergelderfinders John Law, belegte Platz eins der Schweizer Bestsellerliste und wurde bisher in 13 Sprachen übersetzt. Claude Cueni erkrankte nach dem Tod seiner ersten Ehefrau an Leukämie und lebt heute, in zweiter Ehe, mit seiner Frau in Basel.

Alle Rechte vorbehalten, einschließlich derjenigen des auszugsweisen Abdrucks und der elektronischen Wiedergabe

© 2014 Wörterseh Verlag, Gockhausen

Lektorat: René Staubli, Zollikon

Korrektur: Andrea Leuthold, Zürich, und Eliane Maria Degonda, Zürich

Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich, Dominic Wilhelm

Layout und Satz: Lucius Keller, Zürich

Herstellerische Betreuung: Andrea Leuthold, Zürich

Print ISBN 978-3-03763-043-3

E-Book ISBN 978-3-03763-549-0

www.woerterseh.ch

*Für Clovis
und alle Bewohner der Script Avenue*

*Selten machen wir uns klar, dass wir selbst es sind,
die sterben werden. Während die Welt ungerührt
weiterexistiert.*

*Literatur öffnet uns manchmal für Momente die Augen
für diese Wahrheit, vor der wir sie sonst zumeist schließen.*

Marcel Reich-Ranicki (1920-2013)

Inhalt

In My Secret Life

Woodstock

Ave Maria

Don't You Want Me?

As Tears Go By

Carry That Weight

1

In My Secret Life

»Das sind Metastasen«, sagte der Arzt leise.

»All die winzig kleinen schwarzen Punkte?«, fragte Andrea entsetzt.

»Nein«, sagte der Onkologe und umkreiste mit einem Bleistift große weiße Flächen auf dem Thorax-Bild, »*das* ist der Krebs.«

»Dann ist ja alles ... Wie viele Jahre noch?«, keuchte Andrea.

»Höchstens ein paar Wochen. Jetzt geht alles sehr schnell.«

»Aber ich habe einen Sohn«, flüsterte Andrea verzweifelt. Der Onkologe schwieg, er drängte uns nicht zu gehen. Andrea gab mir zu verstehen, dass sie aufstehen wolle. Ich nahm vorsichtig ihren Arm und führte sie hinaus zum Parkplatz. Sie sagte, ich solle schneller gehen, sie würde sich noch erkälten, dann sagte sie, ich solle nicht rennen, ob ich denn keine Rücksicht auf ihre Lunge nehmen könne. Wir begriffen beide, dass sie nun angefangen hatte zu sterben.

Als ich die Augen öffnete, sah ich eine verschwommene Gestalt in einem weißen Gewand. Das Licht blendete mich. Es war eine Frau. Sie trug einen breiten Mundschutz, das Haar hatte sie mit einer Plastikhaube abgedeckt. Sie hängte eine neue Flasche an den Infusionsständer und stöpselte den Schlauch um.

»Hat meine Frau angefangen zu sterben?«, murmelte ich. »Sie lagen im Koma, Monsieur Bretelle. Sie hatten Hirnblutungen. Wir mussten eine Bohrlochtrepantation vornehmen, um das Blut abzusaugen.«

Ich fasste mir an den Kopf, ich trug einen dicken Verband.

»Sie haben mir den Schädel aufgebohrt?«

»Frontal, beidseitig. Falls der Druck wieder ansteigt, müssen Sie mich rufen.«

»Hat meine Frau angefangen zu sterben?«, fragte ich erneut.

»Sie sind Witwer, Monsieur Bretelle. So steht es in Ihrer Krankenakte.«

»Dann ist sie tatsächlich gestorben«, murmelte ich.

»Ja. Das tut uns allen sehr leid, aber Sie müssen jetzt an sich denken. Ihr Sohn wartet draußen auf dem Flur, er wird gerade eingekleidet. Sie erinnern sich doch, dass Sie einen Sohn haben?«

»An meinen Sohn werde ich mich immer erinnern, er muss um die 26 Jahre alt sein. Oder lag ich sehr lange im Koma?«

»Nein, nur eine Weile. Einige können sich später an nichts mehr erinnern.«

»Ich versuchte mich eben an meine Frau zu erinnern, aber ich weiß nicht mehr, wie sie ausgesehen hat. Es ist nur ein Gefühl zurückgeblieben, ein sehr merkwürdiges Gefühl, voller Widersprüche. Ich hatte einst Angst, die Erinnerung zu verlieren, und jetzt habe ich sie doch verloren. Ist es möglich, dass man gleichzeitig Liebe und Hass empfindet?«

»Ich werde jetzt Ihren Sohn ins Zimmer bringen.«

»Beeilen Sie sich. Mir ist plötzlich so kalt.«

Andrea döste auf dem Bett und vergewisserte sich immer wieder, dass ich noch da war. Das Morphinum zeigte keine Wirkung mehr. Andrea berührte meine Hände, sanft, fast zärtlich.

»Ich habe dich so geliebt«, flüsterte sie. »Du warst immer die große und einzige Liebe meines Lebens. Halt mich fest.«

Ich nahm sie in meine Arme, ich brachte kein Wort über die Lippen. Sie sah, dass ich stumm weinte. Dann sagte sie noch ein einziges Wort. Es war kaum zu fassen, dass sie es aussprach, aber das war ihr letztes Wort: »Danke.« Es klang so traurig, als hätte sie verloren, ausgerechnet sie, die nie verlieren konnte. Es kostete sie viel Überwindung, aber sie sagte: »Danke.« Es klang auch etwas versöhnlich. Sie hätte es mir nicht zu sagen brauchen, es wäre auch ohne in Ordnung gewesen. Aber als sie es ausgesprochen

hatte, fühlte ich wieder die Seele meiner Jugendliebe, den Atem meines besten Kumpels, ich hatte sie so sehr geliebt.

»Andrea ist schon lange tot«, sagte der junge Mann an meinem Bett. Tim. Er hielt meine Hand fest. Er getraute sich nicht richtig, weil er die gesteckten Infusionsnadeln nicht berühren wollte.

»Die Operation ist gut verlaufen«, sagte Tim, »du lagst wieder im Koma.« Wir schwiegen eine ganze Weile, dann sagte er plötzlich: «Du hast mir zuletzt von der Script Avenue erzählt, Erinnerst du dich? Von einem kleinen Jungen, der seine ersten Lebensjahre in einem düsteren Winkel der zivilisierten Welt verbringt.»

»Ich habe dir tatsächlich von diesem Jungen erzählt?«

»Ja, dass er die ersten Jahre in einer Schraubenkiste verbrachte. Er sah kaum Menschen, er hörte nur das Blöken der Schafe draußen auf der Weide.«

»Und er erlernt das Blöken der Schafe.«

»Ja, so hast du es mir erzählt. Er versuchte, dieser skurrilen Welt zu entfliehen, und erschuf sich ein eigenes Paradies: eine Fantasiewelt aus erfundenen Geschichten und Heldenfiguren, ein Boulevard voller realer und fiktiver Figuren. Du hast diesen Ort Script Avenue genannt.«

»Ja, jetzt erinnere ich mich. Aber ich kann nicht mehr schreiben. Jedes Wort wiegt wie ein Stein, jeder Satz wie ein Berg. Ich habe mein ganzes

Leben geschrieben, wer kann schon ewig schreiben?«

»Niemand kann ewig schreiben«, sagte Tim, »weil niemand ewig leben kann. Aber wenn man die Hoffnung aufgibt, stirbt man. Deshalb musst du das Buch der Script Avenue schreiben, vielleicht ist es dein letztes Buch.«

»Du hast mit den Ärzten gesprochen.«

»Du sagtest, es würde ein ehrliches Buch werden. Authentisch. Erinnerst du dich? Aber nicht alle werden es mögen, hast du gesagt.«

»Ja, ich erinnere mich. Wenn ich schreibe, denke ich nicht an den Tod. Wir tun alle irgendetwas, um zu vergessen, dass mit unserer Geburt unser Schicksal bereits besiegelt ist: Wir müssen sterben. Ich werde schreiben, dass man bei der Geburt unverständliches Zeug brabbelt und dass man auch im Sterben unverständliches Zeug brabbelt. Und eigentlich auch dazwischen. Ich werde über ängstliche Kinder schreiben, über onanierende Kids, über Diebe und Lügner, Sieger und Verlierer, Krebskranke und Sterbende, denn eines Tages werden wir all das gewesen sein.«

Tim zog mir die Bettdecke weg.

»Ich werde dir jetzt helfen aufzustehen. Wir werden zusammen zum Fenster rübergehen.«

»Mit all diesen Infusionsständern?«

»Ja, mit all diesen Infusionsständern. Und dann werde ich deinen Laptop anschalten und dir ein neues Dokument laden. Du hast dich nie vor einem

weißen Blatt gefürchtet. Du hast immer gleich drauflosgeschrieben. Hemingway sagte: »Schreib als ersten Satz einen wahren Satz«, aber du solltest gleich einen Roman schreiben. 10 000 wahre Sätze.«

Ich setzte mich mühsam auf die Bettkante und versuchte, den Schwindel zu ertragen. Gleich würde ich erbrechen, all das Gift, das man mir seit Monaten in die Venen spritzte.

»Lass mir noch ein bisschen Zeit, ich bin schon lange nicht mehr aufgesessen.«

Tim half mir in den Rollstuhl. Ich hatte Mühe, die Augen offen zu halten. Ich konnte nicht mehr akkommodieren.

»Ich sehe alles wie durch ein Kaleidoskop.«

»Wir werden ein Auge abdecken«, sagte Tim und zog ein Pflaster aus seiner Tasche, »wenn sie dir den Kopf aufbohren und Blut entnehmen, stimmt der Flüssigkeitspegel nicht mehr. Das wird schon wieder.«

Tim deckte mein linkes Auge ab und stellte den Laptop an. »Ich sollte im Jahr 1956 beginnen, aber mir fehlt die Erinnerung.«

»Ich habe dir alle Songs der Sechzigerjahre kopiert. Wenn du die Songs hörst, wirst du dich erinnern.«

Tim schob die Vorhänge beiseite. Unten im Park waren Menschen, die kamen, andere gingen nach Hause. Sie waren schon lange nicht mehr Teil meiner Welt. Ich saß seit Monaten hier oben im

fünften Stock der hämatologischen Abteilung der Universitätsklinik und wartete auf den Tod.

»Alle Chemotherapien sind fehlgeschlagen«, sagte ich Tim, »wenn sie die Leukämie besiegen wollen, müssen sie mich töten.«

»Schreib einfach drauflos«, insistierte Tim, »dann wirst du überleben.«

»Ja«, lächelte ich, »das ist sehr clever von dir, ich werde mich in der Script Avenue verstecken. Kein Mensch hat die Script Avenue jemals gesehen. Nur du.«

Tim drückte die Play-Taste. Elvis!

Love Me Tender

»Ich hasse dieses Kind!«, schrie meine Mutter, als ein beinahe fünf Kilo schweres Ungeheuer ihren Unterleib zerriss. Ich hatte mich lange geweigert, geboren zu werden. Aus gutem Grund, würde ich heute sagen. Während Carl Perkins *Blue Suede Shoes* sang, wurde ich einem Krebsgeschwür entbunden. Meine Mutter hatte die letzte Ölung schon erhalten und blieb nach der Geburt gleich im Spital. Sie verschenkte mich an ihre Schwester Puce, die aussah wie die Frau von Popeye und in Vilaincourt wohnte. Das ist ein sehr kleines Dorf im französischsprachigen Schweizer Jura, das heute wahrscheinlich ausgestorben und von der Landkarte verschwunden ist.

In Vilaincourt lebten Bauern, die gekrümmt wie Rebstöcke mit grimmigen Gesichtern ihre Felder bewirtschafteten. Es gab auch einen Priester, der dafür sorgte, dass alles, was in Vilaincourt geschah, in Vilaincourt blieb. Und es geschah einiges, wenn die Kühe in den Ställen waren und die Nacht anbrach. Außerhalb von Vilaincourt war Feindesland. Kaum ein Fremder hat sich jemals nach Vilaincourt getraut, denn die Dorfbewohner hätten ihn mit ihren Blicken erstarren lassen wie die Basilisken, die in grauer Vorzeit die ersten Städte bewachten. Auf der Anhöhe hinter dem Tal stand ein schlossähnliches Gebäude. Hier thronte die Familie Tinville, die angeblich seit Jahrhunderten dieses Gebiet beherrschte. Die Bauern kamen auf den Berg, um die Ernte ihrer Tabakfelder zu verkaufen, denn hinter dem Schloss verbarg sich nichts anderes als eine Zigarettenfabrik. In Vilaincourt hat keiner jemals einen aus der Familie der Tinvilles gesehen.

In diesem düsteren Tal wehte noch der Rauch der letzten Hexenverbrennungen über die Höfe und Ställe. Die Kühe in Vilaincourt waren so schmutzig, als hätten die Bauern in einem geheimen Abkommen beschlossen, ihre Ställe nie auszumisten. Der Kot von Wochen war großflächig am Fell der Kühe eingetrocknet und ließ sie wie gepanzerte Tiere aussehen, wie schwarzweiß gefleckte Rhinocerosse.

Ein paar Wochen nach meiner Geburt wartete mein Onkel Maurice mit seinem schwarzen Motorrad mit Seitenwagen am Bahnhof von Porrentruy auf meine Ankunft. Das Gefährt hatte er zuvor auf dem Waffenplatz in Bulle gestohlen, aber daraus machten die tiefgläubigen

Menschen von Vilaincourt keine große Geschichte. Das taten sie nur, wenn sie selber bestohlen wurden.

Onkel Maurice legte mich in den Seitenwagen. Er war so grob. Ich stieß mir den Kopf an und begann aus voller Kehle zu schreien. »Halt die Klappe, du kleiner Scheißer!«, schrie er mit rauchiger Stimme und holperte über die trockenen Feldwege nach Vilaincourt. Ich bin in der Staubwolke beinahe erstickt, aber Onkel Maurice saß ungerührt mit zusammengekniffenen Augen über sein Motorrad gebeugt und fluchte.

Onkel Maurice war kein Bauer, sondern ein Patron. So sah er sich jedenfalls. Nachdem alle seine Kühe an einer mysteriösen Infektion verendet waren, hatte er den Stall in eine kleine Fabrik umgebaut. Hier setzten wortkarge Arbeiter mit Tunnelblick Uhrwerke für eine Fabrik am Neuenburgersee zusammen. Es waren griesgrämige Leute, die sich stolz Bauern nannten, obwohl in ihren Ställen höchstens noch eine halbe Sau von der Decke hing und in der Scheune ein paar Äpfel lagen, die aussahen wie Robert Redford in seinem letzten Film.

Auch Tante Puce arbeitete in dieser »Fabrik«. Da Onkel Maurice ihr verbat, sich tagsüber um mich zu kümmern, legten sie mich in eine Holzkiste, die auf einer Werkbank neben dem Plumpsklo lag. So verbrachte ich meine ersten Lebensjahre in einer Schraubenkiste. Das klingt hart, aber die Kiste war mit einer grauen Militärdecke ausgepolstert und angenehm weich. Ich war auch nie allein. Ich meine jetzt nicht in der Kiste, sondern allgemein. Wenn einer aufs Klo musste, kam er unweigerlich an mir vorbei und strich mir mit ölverschmierten Fingern übers Gesicht. Hatte er

sich erleichtert, passierte er erneut meine Kiste und strich mir einige Kolibakterien über die andere Wange. Diese Leute hatten noch nie etwas von Robert Koch oder Louis Pasteur gelesen. Auf jeden Fall war dies der Grundstein für eine solide Immunabwehr.

Mein einziger Lichtblick war ein verschmutztes Fenster, das teilweise die Sicht auf eine kleine Schafweide freigab, eigentlich ein idealer Ort, um günstig einen Film über das finsterste Mittelalter zu drehen. Aber wie sollte die Crew jemals Vilaincourt finden?

Die Schafe haben mich geprägt. Selbst ein halbes Jahrhundert später, als ich im Koma lag, erinnerte ich mich an sie. Wenn ich heute Schafe sehe, fühle ich einen Kloß im Hals und versuche, ein Mann zu sein. Mein Onkel Maurice hatte es auch mit den Schafen. Wenn alle Arbeiter den Stall, oder von mir aus die Fabrik, verlassen hatten, ging Onkel Maurice zu seinen Schafen. Die Tiere mochten ihn nicht, Schafe spüren, wenn sich ein Dreckskerl nähert. Onkel Maurice stellte sich hinter ein Schaf und hielt es an den Lenden fest. Wenn das Schaf ruhig war, ließ er zu meiner großen Verblüffung seine Hose fallen und ich sah seinen nackten, affenmäßig behaarten Hintern. Er vollführte dann rhythmische Bewegungen, ich dachte, dass er das Schaf molk, denn abends, wenn er in die Küche kam, brachte er stets Milch mit. So entsteht Intelligenz. Man beobachtet etwas, bringt es in Zusammenhang mit einer anderen Beobachtung und lernt. Heureka! Das ist der Grundstein der Evolution. Aber richtig verwirrend war, wenn mein Onkel Maurice abends meine zerbrechliche

Tante Puce molk. Er packte sie am Nacken wie seine Schafe und drückte sie über den Küchentisch. Dann ließ er seine Hose runter und führte wieder seine rhythmischen Bewegungen aus. Er war zu dumm, um auch nur zu ahnen, dass ich es nicht vergessen würde. Irgendwie hielt er mich immer noch für einen seelenlosen Embryo. Aber ich vergaß nichts. Ich hatte von klein auf ein Gedächtnis wie ein Elefant. Beneiden Sie mich nicht darum, und lesen Sie weiter.

»Frau! Suppe!«, schrie Onkel Maurice, wenn er Tante Puce gemolken hatte, und zündete sich eine filterlose Gitane Bleue an, die mit dem gelben Maispapier. Im Nachhinein würde ich gern erfahren, wieso die nette Tante Puce diesen Typen geheiratet hat. Wahrscheinlich das mangelnde Angebot. Alle meine zwölf Tanten und Onkel wohnten in Vilaincourt. Außer mein Onkel Arthur. Er war die Nummer dreizehn. Er war nie da. Wo er war? Keine Ahnung. Man durfte seinen Namen nicht erwähnen, geschweige denn nach ihm fragen, aber ich hörte, er würde eines Tages zurückkommen, dann würde ich ihn kennen lernen. Wohl oder übel, fügten einige bekümmert hinzu.

Onkel Maurice ärgerte sich jede Nacht über meine Husten- und Erstickungsanfälle, und Tante Puce versuchte ihm zu erklären, dass es möglicherweise einen Zusammenhang zwischen Gitanes Bleues und meinem hochroten Kopf gäbe. Doch Onkel Maurice war das egal. Er brüllte sie in Grund und Boden, zündete sich die nächste Kippe an. Wenigstens musste auch er husten. Jahre später machte ich mir Sorgen, dass ich wegen der schlechten Luft

in meiner frühen Kindheit an Lungenkrebs sterben könnte. Heute weiß ich, dass ich an etwas anderem sterben werde. Ich machte mir später auch Sorgen, ich könnte an Krebs erkranken, weil ich einem Krebsgeschwür entsprungen war. Aber wie das so ist mit den Sorgen: Die meisten Szenarien treten nie ein. Ich glaube, das ist von Dale Carnegie. *Sorge dich nicht, lebe!* heißt sein Bestseller. Er ist damit Multimillionär geworden. Ich hatte das später auch im Sinn, aber von der Schraubenkiste zum Millionär war es natürlich ein weiter Weg. Deshalb hat dieses Buch so viele Seiten.

Es grenzt an ein Wunder, dass ich die Sprache der Menschen erlernte, denn in Vilaincourt sprach niemand mit mir. Irgendwann übernahm ich das Blöken der Schafe. Anfangs fanden die Leute in der Fabrik das lustig, doch mit der Zeit nervte dieses repetitive Blöken, und sie bedeckten mich mit alten Zeitungen. Mütterliche Zuwendung soll sich ja auf die Chemie des limbischen Systems auswirken. Babys, die Mutterliebe erfahren, sollen später weniger ängstlich sein. Das hat man in Mäuseexperimenten festgestellt. Ich war zwar keine Maus, aber nach zwei Jahren Schraubenkiste und Mutterentzug in permanenter Panik. Alle Ampeln auf Rot. Bereit zum letzten Gefecht. Fluchtwege prüfen. Mayday, Mayday.

Eine einsame KassiererIn, die mich während ihrer Mittagspause im Getränkelager verführt hatte, sagte mir später, dass die ersten Lebensjahre prägend seien für die spätere Stabilität der Psyche, für das Urvertrauen, für ein angstfreies Leben. Eine plausible Erklärung, aber nicht

wirklich hilfreich. Ich beharrte darauf: Wasser ist sehr gefährlich, darin kann man ertrinken. Später erfuhr ich von der Wasserfolter der Amerikaner. Mein Mitgefühl für die Opfer kannte keine Grenzen. Natürlich wurde ich ausgelacht. Das simulierte Ertrinken, die weiße Folter, ist so alt wie die Menschheit und wie die meisten grausamen Foltermethoden von der katholischen Kirche erfunden worden. Die Spanier wendeten sie bereits im 16. Jahrhundert auf den Philippinen an. Auch im Algerienkrieg war diese Folter Standard. Ich erwähne diese beiden Länder nur deshalb, weil sie in diesem Buch noch eine gewaltige Rolle spielen werden. Das ist wichtig in der Dramaturgie. Wenn Sie später etwas ernten wollen, müssen Sie es vorher gesät haben. Wenn jemand am Ende eines Films auf der Flucht ist und nur der schwarze Citroën am Ende der Straße könnte ihn retten, dann müssen Sie am Anfang der Story beiläufig platziert haben, dass er nicht Auto fahren kann. Ich sagte beiläufig!

Wir waren beim Waterboarding. Ich erlebte das später am eigenen Leib. Aber unter Narkose. Lungenwaschung. Lachen Sie ruhig. Furchtlosigkeit ist eine Form der Fantasielosigkeit. Später hatte ich auch große Angst vor Riesenrädern, Monsterschaukeln und all diesen masochistischen Jahrmarktsattraktionen. Bei diesen Geschwindigkeiten kann sich leicht eine Kabine oder ein Sitz lösen, und man landet abseits des Messerummels in einer Dönerbude. Man muss sich nur mal die Schrauben anschauen, die Kabinen und Sitze zusammenhalten. Ich habe ja Erfahrung mit Schrauben. Auch Fräsmaschinen halte ich für Folterwerkzeuge. Die wurden in der Fabrik

von Onkel Maurice zehn Stunden am Tag benutzt. Ich hörte das Geräusch zwei Jahre lang.

Ich erinnerte mich daran, als ich zum ersten Mal beim Zahnarzt war. Ich will nicht auf die Details eingehen, aber nach einer Stunde schrie er, er würde alle Patienten verlieren, wenn ich nicht sofort verschwände. Aber ich hatte aus gutem Grund um Hilfe geschrien und ihn in den Unterleib getreten. Zähne sind Trojaner! Da gibt es überhaupt nichts zu lachen. Magellan, der große Seefahrer, hat 1521 wegen Zahnwurzelentzündungen und Skorbut viele Matrosen verloren. Aber für einen promovierten Hypochonder besteht der menschliche Körper nicht nur aus Zähnen. Es gibt auch Darmverschlüsse, Schrumpfpennisse, Herzattacken, frühzeitige Ejakulation, Magenkrebs, nicht enden wollender Schluckauf (der Rekord liegt bei vierzehn Jahren), Blutvergiftungen und plötzlicher Herztod. In Tokio gestand mir Jahrzehnte später ein Sushi-Koch, dass sich sein Penis über Nacht in den Unterbauch zurückgezogen habe und seitdem spurlos verschwunden sei. All diese Ängste kann man nur mit einem prophylaktischen Selbstmord ausmerzen. Aber selbst vor dem Selbstmord hatte ich Angst. Ich denke, wenn einem alles misslingt im Leben, sollte wenigstens der Selbstmord gelingen. Aber so einfach ist es nicht. Das Leben kennt keine Gerechtigkeit, keine Logik. Man kann nachträglich eine Logik konstruieren; das wäre so, als würde man rückblickend einen Börsencrash erklären.

Hätte mir der Glaube an irgendetwas Göttliches geholfen? Wer zwei Jahre im Qualm der Gitanes Bleues in

einer Schraubenkiste verbringt, hält Gott eh für einen Trottel. Wie kann man sich so bescheuerte Lebensbedingungen ausdenken? Als Drehbuchautor hätte Gott keine Chance in Hollywood, und als Brettspiel wäre das menschliche Dasein ein Flop. Kein Mensch würde so etwas spielen. Ich denke, wenn es einen Gott gibt, dann hasst er uns alle. Und wir hassen ihn auch.

Neurotische und ängstliche Menschen haben es schwer im Leben. Nur ein Leben als Schriftsteller gibt ihnen die Möglichkeit, den ganzen Müll zu verarbeiten und artgerecht zu entsorgen. Im Grunde genommen ist jedes Lebenswerk eine Therapie, und wenn es zur Literatur erklärt wird, kann man damit seine Stromrechnung bezahlen. So weit sind wir aber noch lange nicht. Ich verliere mich in Details, das ist ein Problem seit der Schädelperforation. Dann wird ein Subplot zum Hauptplot. Aber noch sind wir im Jahr 1956. *Don't Be Cruel*. In den Kinos taucht Jules Vernes *20 000 Meilen unter dem Meer*, und Gregory Peck spielt *Moby Dick*. Hat mir Tim gemailt. 1956 war übrigens der Startschuss für die Frauenemanzipation, kaum zu glauben, oder? Nicht Charlotte Corday war die erste Emanzipierte, nein, die wurde ja während der Französischen Revolution guillotiniert, weil sie irrtümlicherweise angenommen hatte, die Menschenrechte gelten auch für Frauen. Nein, die ersten Frauenrechtler waren Hoover und Volta. Hoover war eine elektrische Waschmaschine mit eingebautem Pulsator in der Seitenwand oder ein Staubsauger, und Volta war ein

Dreischeibenblocher, der die Böden sogar reinigen, wachsen und polieren konnte.

Ohne Hoover und Volta hätten die Frauen nie die Zeit gehabt, sich weiterzubilden und ihre Männer in den folgenden Jahrzehnten so abzurichten, dass sie später zu verachtenswerten Pantoffelhelden wurden. Aber in Vilaincourt hielt man wenig von Hoover und Volta. Man wusste hier nichts von den Aufständen in Ungarn, den Phosphorbomben auf Budapest und den französisch-britischen Truppen am Suezkanal. In den Städten trugen Frauen Deux-Pièces, hummerrot, nepalgelb und azurblau. Aber in Vilaincourt hüllten sich die Leute immer noch in die Lumpen, die den Zweiten Weltkrieg überstanden hatten. Im Radio sangen Tino Rossi, Charles Aznavour, Edith Piaf und Gilbert Bécaud. Doch die einzige Musik, die man in Vilaincourt kannte, waren die Psalme in der Sonntagsmesse und das Furzen der Kühe. Hier bin ich aufgewachsen.

Steine fressen

1958 sang Chuck Berry *Johnny B. Goode*, die Everly Brothers *Bye Bye Love*, aber ich gab immer noch blökende Geräusche von mir. Doch meine sprachliche Entwicklung schritt voran. Einige Laute erinnerten nun an grunzende Schweine, gebärende Kühe, brünstige Katzen oder seufzende Appenzeller Hunde. »Dieser Junge wird eine Menge Steine fressen in seinem Leben«, prophezeite eine Kartenlegerin meiner Mutter. Sie haben scharf kombiniert: Meine Mutter ist nach meiner Geburt doch nicht gestorben.

Sie konnte das Krankenhaus nach zwei Jahren wieder verlassen und ärgerte sich sehr, dass sie dem Pfarrer dreimal das Honorar für die letzte Ölung bezahlen musste. Aber der Pfarrer meinte, es sei nicht seine Schuld, dass sie dreimal nicht gestorben sei. Sie hätte halt weniger beten sollen.

Mit Elvis Presley, Jerry Lee Lewis und Gene Vincent setzte der Rock 'n' Roll seinen Siegeszug fort und begeisterte die jungen Menschen in aller Welt. Die iranische Regierung bezeichnete diesen Musikstil als Bedrohung für die muslimische Seele. Namhafte Wissenschaftler warnten vor den Folgeschäden von exzessivem Hüftschwung. Wollte man als Pubertierender seine Eltern schockieren, musste man nicht kiffen, saufen oder Tankstellen überfallen; es genügte, wenn man grinsend Elvis Presleys erotischen Hüftschwung nachahmte. So viel Bewegungsfreiheit hatte ich in der Schraubenkiste natürlich nicht. Ich atmete Tag für Tag den Qualm der Gitanes Bleues ein und wartete auf den Tod, der irgendwann in siebzig Jahren endlich eintreten würde. Ich konnte es kaum erwarten, diesem erbärmlichen Dasein zu entkommen.

Meine Mutter wollte oder konnte mich nicht zurückholen: Sie war am Leben, aber todkrank. Im Kino lief *Die den Tod nicht fürchten* mit Charlton Heston und - ist mir entfallen. So was wäre mir vor dem Jahr 2009 nie passiert. Ich war eine organische Version von Wikipedia. Und schneller als ein Intel-Core-17-Prozessor.

Ich wurde zu meiner Großmutter Germaine transferiert, die in Vilaincourt auf dem Bauernhof ihres früh

verstorbenen Ehemannes wohnte. Das war wie ein Aufstieg von der dritten Liga in die erste Liga. Hier wurde nicht geraucht, hier wurden weder Schafe noch Tanten gemolken. Hier lernte ich auch das Wiehern der Pferde und die Sprache meiner geliebten Großmutter. Französisch. Es gab nichts Schöneres, als sich an ihre Brust zu kuscheln und in ihrem Bett einzuschlafen. Ich dachte lange, dass meine Großmutter Germaine mit Charlie Chaplin verheiratet gewesen war, denn das Foto auf dem schwarzen Klavier erinnerte verblüffend an den kleinen Mann. Aber im Gegensatz zu Chaplin hatte mein Großvater, den ich nie gekannt habe, ein kurzes Leben. Er wurde von der einzigen Kuh, die er im Stall hatte, in den Unterleib getreten. Aua. So was schreibt man nicht gern. Sie haben ja keine Ahnung, wie stark sich ein Autor mit seinen Geschichten identifiziert. Es gibt Autoren, die beim Schreiben in Tränen ausbrechen oder onanieren. Je nach Abschnitt. Charlie Chaplin onanierte nicht, er verblutete während des Ersten Weltkrieges in seinem Stall.

Großmutter Germaine hatte nun zwölf Kinder zu ernähren. Nein, dreizehn. Onkel Arthur hätte ich beinahe wieder vergessen. Eigentlich erstaunlich, dieser zahlreiche Nachwuchs, denn mein Großvater hat ja nicht so lange gelebt. Aber mathematisch-biologisch geht das in Ordnung. Als ich unter die Fittiche von Großmutter Germaine kam, lebte sie zusammen mit ihrer jüngsten Tochter Fleur und ihren 24 Katzen im ersten Stock. Neben der Küche war die schwere Tür zur Treppe, die in den gigantischen Dachboden führte. Dort oben sah es aus wie in einem riesigen Trödlerschuppen. Es war alles da, was man auf

Flohmärkten und in Antiquitätenläden finden konnte: Tausende von Büchern, Schachteln mit uralten Briefen und Postkarten, Möbel aus vergangenen Zeiten, alte, schwere Schallplatten, stapelweise Kleider aus dem letzten Jahrhundert, auf denen Katzen dösten. Meine Großmutter stellte ihnen jeden Morgen Milchschalen vor die massive Holztür. Damit die Katzen den Dachboden bei Bedarf verlassen konnten, hatte jemand mit einer Axt ein Loch in die Tür geschlagen. Ja, im Schweizer Jura nimmt man selten eine Säge und versucht sich kaum an sauberen, quadratischen Schnitten - im Jura nimmt man eine Axt. Während des Essens sah ich von meinem Schemel aus jeden Mittag, wie eine Katze nach der andern durch die Öffnung schlich, trank und blitzschnell wieder in den Dachboden verschwand. Ab und zu kam ein Weibchen mit seinen Neugeborenen, um sie Großmutter Germaine zu zeigen.

Im Erdgeschoss lebte mein Onkel Louis (der mit der Axt) mit Tante Paulette und ihren acht Kindern. Tja, Sie vermuten richtig, dass es in Vilaincourt weder Versicherungen noch Kondome gab. Acht Kinder waren ungefähr gleichwertig mit einer Vollkasko-Hausrat-Haftpflicht-Lebensversicherung. Ich mochte Onkel Louis nie. Er sah aus wie diese Waldmonster, die zum Frühstück Kinder verspeisen. Ich musste unwillkürlich an ihn denken, als ich Jahrzehnte später im Britischen Museum in London das naturalistische Modell eines Neandertalers sah.

Oder haben Sie kürzlich *The Walking Dead* gesehen? Onkel Louis' Schritt hatte etwas Bedrohliches. Er machte immer den Eindruck, als würde er gleich die Beherrschung

verlieren und Amok laufen. In ihm tobte das keltische Blut unserer Vorfahren, er verwechselte das Hinterteil eines jeden Tieres mit einem Fußball. Jurassier und ihre Hunde, das ist kein schönes Kapitel. Ich gehe jetzt nicht ins Detail, sonst kriegt das Buch noch einen Kleber: *Ab 18 Jahren*. Man muss ja Tiere nicht wie heute antiautoritär erziehen, aber man ersäuft auch nicht gleich einen Hund, wenn er das Französisch eines stockbesoffenen Jurassiers nicht versteht. Die Pädagogik wurde also nicht von einem Jurassier erfunden. Vielleicht aber die Axt.

Die Kinder meines Onkels Louis waren sehr nett. Mit seinen sechs Jungs spielte ich Fußball, vor allem mit Guy, dem ältesten, der ein Jahr jünger war als ich. Wie alle seine Brüder war Guy einem permanenten Druck ausgesetzt. Man erkannte meine Cousins von weitem an der optimalen Durchblutung der roten Backen: Onkel Louis ohrfeigte seine Kinder, wie andere Guten Tag sagten.

Da er die fixe Idee hatte, von einem General Napoleons abzustammen, erwartete Onkel Louis, dass seine Kinder mindestens ein Viertel des *Guinness-Buch der Rekorde* füllen. Er sprach von sich oft in der dritten Person und prahlte jeden Tag lautstark mit irgendwelchen überragenden Leistungen, die jemand aus seiner Sippe vollbracht hatte. »Wir, die XXX...« Hier hatte ich einen Nachnamen, aber Tim hat mir die Streichung empfohlen. Übrigens, jetzt fällt es mir ein: Es war Gary Cooper, der zusammen mit Charlton Heston *den Tod nicht fürchtete*. Im gleichen Jahr wurde auch die *Brücke am Kwai* gebaut. Ich habe später alle Filme gesehen, die jemals gedreht wurden,

einfach alles, vom anspruchsvollen japanischen Experimentalfilm bis hin zum Spaghetti-Western. Die japanischen Experimentalfilme waren natürlich Sexfilme für europäische Intellektuelle. Kennen Sie Kaneto Shindo? Sehen Sie, ich hab's nicht vergessen. Der drehte 1964 *Onibaba*. Sexfilme habe ich mir nie angeschaut. Die hatten keine Story. Vielleicht lag es auch daran, dass ich mich nicht ins Kino getraute. Kommt der Sache wahrscheinlich etwas näher. Manchmal stehe ich am Morgen auf und nehme mir vor, den ganzen Tag über ehrlich zu sein. Heute ist so ein Tag. Erwarten Sie also keine Political Correctness, weiterlesen auf eigene Gefahr. Und schreiben Sie keine bösen Mails.

Aber wir waren bei Großmutter Germaine. Obwohl sie nie Rock 'n' Roll getanzt hatte, war ihre linke Hüfte schief und kaputt, als hätte ihr Onkel Louis einen Axthieb verpasst. Sie beklagte sich nie. Sie spielte mit mir Karten, mogelte ohne Talent und lehrte mich, dass Mogeln auch für tiefgläubige Katholiken rechtens sei. In Vilaincourt war Mogeln Bestandteil der dörflichen Kultur. Man mogelte beim Kartenspiel, im Gespräch, in der Erinnerung, bei der Steuererklärung und wenn man wertlose Antiquitäten im Heuwagen über die Grenze fuhr. Kurz: Das ganze Leben in Mogelei war Vilaincourt. Ich meine: Das ganze Leben in Vilaincourt war Mogelei. Das ist eine der zahlreichen Nebenwirkungen meiner Zehnuhrfünfzehn-Pillen. Habs auf dem Beipackzettel gelesen.

Meine Großmutter kochte wunderbare Frikadellen mit knusprig-krustigen Bratkartoffeln in einer gewaltigen gusseisernen Pfanne, machte geniale Aprikosenkonfitüre,